

Die Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens nach dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse.

Von Dr. Paul Ehrenreich.

(Mit Karte, s. Taf. 6.)

Unaufhaltsam schwinden in unsrer Zeit die Naturvölker vor der andringenden Zivilisation dahin oder gehen doch ihrer Eigenart verlustig. Fast scheint es, als sei bereits jetzt jede Aussicht entschwunden, das Völkerleben einer gröfsern „geographischen Provinz“ in seiner Gesamterscheinung erforschen zu können, indem die werdende Wissenschaft der Völkerkunde ihr Material von vornherein nur noch in Gestalt zusammenhangsloser Bruchstücke vorfindet.

Wenn in Afrika, dem vor wenigen Dezennien noch fast unerforschten Erdteile, die vordringenden Pioniere der Zivilisation die Eigenart der dortigen Urvölker bereits verwischt finden, indem der Islam altheidnischen Brauch und Sitte, europäische Industrieartikel, durch arabische Händler eingeführt, lange vor dem Erscheinen des weisen Mannes die nationalen Geräte und Waffen verdrängten, was ist da noch in den Ländern der Neuen Welt zu erwerben, die seit drei Jahrhunderten schon den Einflüssen europäischer Besiedelung ausgesetzt sind?

Glücklicherweise liegen hier die Verhältnisse lange nicht so ungünstig, als es scheint. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas freilich sind die Rothäute bereits im vollen Umwandlungsprozess begriffen; im Süden hat die Argentinische Republik neuerdings mit Gewalt den Nacken der unbändigen Söhne der Pampas gebrochen, so dafs nur noch in den entlegenen Gegenden des Chaco und Patagoniens sich unabhängige Stämme erhalten haben, während in den Küstenländern des Stillen Ozeans mehr eine friedliche Assimilation zwischen der einheimischen und der eingewanderten Rasse zu stande kam.

Ganz anders steht es mit den unkultivierten Gegenden im Osten der Kordilleren, deren weitaus gröfster Teil innerhalb der Grenzen Brasiliens liegt.

In den ungeheuren Urwaldgebieten des Amazonenstromes und seiner gewaltigen Nebenflüsse, auf den unermesslichen Camposfluren des innerbrasilianischen Plateaus leben noch heute zahlreiche Völkerschaften, die den Einflüssen europäischer Kultur völlig entrückt sind, die zum guten

Petermanns Geogr. Mitteilungen. 1891, Heft IV.

Teil selbst von der Existenz des weisen Mannes noch nichts vernahmen.

Hier bietet sich dem Ethnologen noch eine Fülle des wertvollsten Materials, das nach endlicher Bergung und Verarbeitung uns das Völkerleben eines zusammenhängenden Ländergebietes erschliessen wird, welches seiner Ausdehnung nach dem europäischen Kontinente nur wenig nachsteht. Aber auch hier gilt der Mahnruf: „Periculum in mora!“

Bis heute war Brasilien in ethnologischer Beziehung eins der unbekanntesten Länder; auf keinem Gebiete der Erde ist die wissenschaftliche Kenntnis seiner Urbewohner so weit hinter der der Flora und Fauna zurückgeblieben, als hier.

Es liegt dies natürlich zunächst an der mangelhaften geographischen Erforschung dieses ungeheuren Reiches, das mindestens zur Hälfte noch als terra incognita zu betrachten ist.

Aber auch die Art und Weise, wie das bis jetzt bekannte Gebiet erschlossen wurde, war einem genauern Studium der ethnographischen Verhältnisse wenig förderlich. Durch die Berichte der ersten Seefahrer, welche Brasiliens Ostküste im XVI. Jahrhundert betraten, erhielten wir die ersten ausführlicheren Nachrichten über die kriegerischen, weitverbreiteten Tupistämme dieser Gegenden. Als diese dann mehr und mehr vor der zunehmenden Kolonisation zurückwichen, wurden ihre Reste wie im spanischen Amerika in den Jesuitenmissionen vereinigt. Ihr Idiom, als lingua geral zur Missionssprache erhoben, wie im Süden das Guarani, blieb bis vor kurzem die einzige genauer bekannte brasilianische Sprache. Zahlreiche Mitteilungen über Lebensweise, Sitten und Einrichtungen dieser Völker sind uns in den Missionsberichten überliefert. Wenn auch nicht immer unparteiisch und vorurteilsfrei, sind sie doch bis heute unsere wichtigste Quelle für die Kenntnis jener verschwundenen Küstenstämme. Die segensreiche Thätigkeit der Jesuiten fand aber bald ihr Ende.

Schon im Anfang des XVII. Jahrhunderts begannen die Raubzüge der Paulisten. Banden verwegener Abenteurer drangen von der Kapitanie São Paulo aus in verschiedenen Richtungen weiter und weiter in das Binnenland ein. Als Goldsucher und Sklavenjäger durchmachten sie unter unsäglichen Mühsalen und Schwierigkeiten die ungeheuren Ländergebiete des Innern bis über den obern Paraguay hinaus zu den Quellflüssen des Madeira, nach Norden bis gegen die Amazonasmündung. Die Habsucht und Grausamkeit dieser Mordbrenner raffte einen großen Teil der Urbevölkerung dahin. Was nicht in die unzugänglichsten Wildnisse flüchten konnte, verfiel dem Schwerte oder der härtesten Sklaverei. Nicht einmal die wohlgeschlossene Macht des Jesuitenordens war auf die Dauer im stande, den Eindringlingen Widerstand zu leisten. Nur auf spanischem Gebiet vermochten die Missionen sich einigermaßen zu halten. Erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts wurden in Goyaz und an einigen Punkten des Amazonasgebietes wieder Versuche gemacht, die Eingebornen, deren Zivilisierung schon damals jedem Einsichtigen als eine Lebensfrage für jene ungeheuren, schwach bevölkerten Gebiete erschien, wieder in Missionsniederlassungen zu sammeln. Die Aufhebung des Jesuitenordens zerstörte jedoch alles wieder. Unter der Mißwirtschaft des weltlichen Regiments ist die Katechese schließlic auf dem unbeschreiblich traurigen Standpunkt angelangt, auf dem wir sie heute sehen.

Die Forschungsexpeditionen, welche die Regierung schon im vorigen Jahrhundert aussandte, verfolgten naturgemäß ausschließlic praktische Zwecke, vor allem die Aufsuchung von praktikablen Verkehrswegen, hydrographische Aufnahmen der so riesig entwickelten Stromsysteme, Minenexplorationen &c. Der indianischen Bevölkerung ging man dabei möglichst aus dem Wege; nur selten wurde nebenbei die Gelegenheit benutzt, Nachrichten über sie zu sammeln.

So erfuhr man von den zahllosen Horden des Binnenlandes, den Tapuya, wie die Küstenindianer sie nannten, nur äußerst wenig.

Minder empfänglich für Bekehrungsversuche, galten sie von alters her für „bichos do mato“, wilde Tiere, deren Menschenrechte durch besondere päpstliche Bullen proklamiert werden mußten. Erst die eingehendere naturwissenschaftliche Erforschung des Landes durch die europäischen Reisenden der ersten Dezennien dieses Jahrhunderts brachte auch für die Kenntnis der Stämme des Innern reicheres Material bei, welches bis in die sechziger Jahre das einzige blieb. Leider entspricht nur weniges davon unsern heutigen Anforderungen, da die Zeit für die Ethnologie als besonderer Wissenschaft noch nicht gekommen war. Nur der klassischen Beschreibung, die der Prinz von Neuwied

von den Botocudos gegeben hat, kann aus dieser Periode dauernder Wert zuerkannt werden.

Man muß übrigens zugestehen, daß seit der Unabhängigkeitserklärung des Reiches auch bei der einheimischen Gelehrtenwelt sich ein reges Interesse für das Studium der Ureinwohnerschaft ihres Landes geltend machte. Zahlreiche Abhandlungen der „Revista trimestral“ des historisch-geographischen Instituts in Rio geben davon Zeugnis. Anstatt jedoch unbefangene selbständige Beobachtungen anzustellen, beschränkte man sich im wesentlichen darauf, die ältern Nachrichten über die Küsten-Tupi, deren Sprache bis auf die neueste Zeit eifrig studiert wurde, zu kommentieren. An die Untersuchung der noch heute existierenden wilden Tupistämme des Innern wurde nicht gedacht, noch weniger befaßte man sich mit dem Sprach- und Völkergewirr der Nichttupi oder Tapuya.

Die einseitige Berücksichtigung eines verhältnismäßig kleinen Bruchteils der brasilianischen Urbevölkerung führte zu den weitgehendsten Verallgemeinerungen. Die Tupi galten immer mehr als die brasilianischen Indianer *κατ' ἐξοχήν*, ihre Sprache als die „allgemeine Brasiliens“ die *lingua geral brasílica*, von der man die übrigen, so gut es gehen wollte, abzuleiten suchte. Es bildete sich, wie einst in Europa eine Keltomanie, so hier eine Tupimanie heraus. Kein Wunder, daß auch europäische Reisende und Gelehrte, die aus solchen Quellen schöpften, unter dem Banne einer so beschränkten Auffassung standen.

Bei Orbigny tritt dies besonders auffällig hervor. Außer den Botocuden faßt er sämtliche brasilianische Stämme zu einer „race brasilo-guaranienne“ zusammen! Er gab den ersten Anlaß zu der später von Martius weiter verfochtenen Identifizierung der Tupi mit den Karaiiben, deren Unhaltbarkeit erst in der neuesten Zeit erkannt wurde. Sein Werk, welches übrigens den körperlichen Habitus der von ihm selbst gesehenen Stämme mustergültig beschreibt, ist zugleich ein vortreffliches Beispiel für die Vergeblichkeit aller Bemühungen, Völker nach anatomischen Gesichtspunkten klassifizieren zu wollen.

Noch im Jahre 1867 erwähnt die nachgelassene Schrift des verdienten Forschers Woldemar Schulz: „Kultur- und Naturstudien über Südamerika und seine Bewohner“¹⁾, welche eine Gesamtübersicht über die brasilianischen Stämme geben soll, der wichtigsten und zahlreichsten derselben mit keinem Worte. Es werden darin ebenfalls nur die Tupivölker berücksichtigt.

Von ältern Autoren kommt für uns heute nur noch Martius in Betracht. Er war der erste, der es unternahm, auf Grund des gesamten damals vorhandenen Mate-

¹⁾ Leipzig 1867.

rials und langjähriger eigener Beobachtungen ein vollständiges Bild dieser Urvölker zu geben, indem zum erstenmal auch die Tapuanationen gebührende Berücksichtigung fanden. Sein Verdienst ist es, unter diesen die Gês als selbständige Völkergruppe zusammengefaßt und charakterisiert zu haben.

Die staunenswerte Beherrschung des weit zerstreuten, oft schwer zugänglichen Materials, die glänzende Darstellungsweise, der tiefe sittliche Ernst des edlen Menschenfreundes, der aus jeder Zeile spricht, werden diesem Werke stets einen Ehrenplatz in der Litteratur über Brasilien sichern. Martius' Anschauungen blieben bis heute maßgebend, in seinem Werke sah man den festen Grund zum Aufbau einer Ethnographie Brasiliens gelegt.

Die Fehler, an denen seine Auffassung leidet, sind erst neuerdings klar geworden.

Martius hat persönlich niemals von der Zivilisation völlig unberührte Stämme kennen gelernt. Es waren vielmehr entweder solche, die im Bereich der Katechese standen, oder die, wie die Miranha am Yapura, an sich unabhängig, durch Handelsverkehr mit den Weißen — und noch dazu den unsittlichsten, den es gibt, den Sklavenhandel — demoralisiert waren. Er malt infolgedessen die Verhältnisse der Eingebornen in zu düstern Farben und schlägt den Kulturgrad und die Entwicklungsfähigkeit der Indianer entschieden zu gering an.

Zweitens aber stand auch er noch zu sehr unter dem Einfluß der Tupimanie. Er überschätzte die Ausdehnung und Bedeutung des Tupivolkes und richtete durch Wiederaufnahme des alten v. Orbnignyschen Irrtums einer nahen Verwandtschaft der Karaiben mit den Tupis und durch eine unzulässige Zusammenfassung ethnologisch und linguistisch völlig getrennter Stämme zu der sogenannten Guck-Familie auf neue Verwirrung an.

Endlich trug seine ganz unbegründete Annahme unablässiger Völkerzüge, Spaltungen von Stämmen und Vereinigung heterogener Elemente zu neuen Horden, von ihm als *colluvies gentium* bezeichnet, ferner von Sprachentausch und ins ungemessene sich fortsetzenden Sprachveränderungen wesentlich dazu bei, an der Möglichkeit einer Lösung der sich hier bietenden ethnologischen Probleme verzweifeln zu lassen und die Forschung von einer so undankbaren Aufgabe abzuschrecken.

Obwohl nun in den beiden letzten Dezennien das ethnologische Material durch Forscher wie Hartt, Barboza Rodriguez, Netto, Ferreira Penna, Couto Magalhães, Crevaux u. a. wesentlich vermehrt wurde, blieben Martius' Ansichten unangefochten, seine Einteilung der Stämme wurde ohne weiteres adoptiert — namentlich ihr Hauptfehler, die höchst unklare Einordnung der Karaiben in die Tupi und

„Guckgruppe“ —, ganz ungenügend war noch immer der linguistische Teil der Forschung, indem man hierin bis vor kurzem nicht viel weiter gekommen war, als zur Zeit der Jesuitenmissionen. Auch das anthropologische Material blieb höchst dürftig und beschränkte sich fast ausschließlich auf die Küstenstämme. Die kühnen Hypothesen, welche man sich damit zurecht konstruierte, vermochten über den Mangel an brauchbaren Beobachtungen nicht hinwegzutäuschen.

Etwas besser stand es mit der ethnologischen Forschung in einigen Nachbargebieten Brasiliens, besonders in Guyana. Die Reisen Crevaux' und die Bearbeitung seiner linguistischen Ausbeute durch Lucien Adam warfen auch auf die stammverwandten brasilianischen Völker einiges Licht. Es gelang, die Karaiben und Maipurestämme als fest bestimmte Gruppen voneinander zu scheiden. Seine wahre Bedeutung erreichte dieses Ergebnis erst durch die erste Befahrung des Rio Xingu durch Dr. von den Steinen im Jahre 1884, mit der nunmehr eine ganz neue Periode für die Ethnographie Südamerikas beginnt. Die Entdeckung, daß im Zentrum des Kontinents sich Vertreter der hauptsächlichsten Völkergruppen Brasiliens auf einer fast präcolumbischen Kulturstufe erhalten haben, führte diesen Forscher zur Aufstellung einer neuen Klassifikation der Stämme und hypothetischer Darlegung ihrer Wanderungen.

Die wichtigsten Thatsachen, welche diesem neuen System zu Grunde lagen, waren folgende:

1) Die Karaiben sind ethnologisch-linguistisch von den Tupis durchaus zu trennen.

2) Echte Karaibenstämme (die Bakairi) haben sich im Zentrum Südamerikas erhalten, von wo sie allmählich bis Guyana vorrückten, ein Ergebnis, zu dem auch Lucien Adam unabhängig davon auf Grund seiner theoretisch-linguistischen Studien gelangt war.

3) Die von Martius aufgestellte „Guck-Familie“ ist als solche unhaltbar, da sie durchaus heterogene Elemente umfaßt. Einige derselben erweisen sich als klare Karaiben, die Mehrzahl aber gehört der Maipure-Gruppe (Gilij. L. Adam) an, für welche v. d. Steinen, wegen des für ihre Sprachen so charakteristischen Pronominalpräfixes *nu* und mit Rücksicht auf das am frühesten bekannt gewordene Idiom dieser Sippe, das Aruak, den Namen der *Nu-Aruak-Gruppe* vorschlug.

So waren nunmehr außer den Tupi und den Gês zwei weitere Hauptfamilien klar bestimmt.

Die zweite Expedition d. J. 1887/88, welche unter der Leitung v. d. Steinens eigens zum Zweck des genaueren Studiums der obern Xingustämme auszog, konnte diese Resultate in allen wesentlichen Punkten bestätigen.

Zwar verhinderte eine dreimonatliche Verspätung in-

folge unvorhergesehener Ereignisse die vollständige Lösung der Aufgabe, aber die Ausbeute war bei dem Besuch von sieben neu entdeckten, den verschiedensten Sprachfamilien angehörigen Stämmen immerhin beträchtlich. Es schloß sich hieran die Untersuchung zweier andrer wenig bekannter Nationen der Provinz Matto grosso, der Pareci und Bororo, und endlich wurde durch meine eignen Beobachtungen bei einigen Stämmen der Provinz Goyaz und des Rio Purus im Amazonasgebiet das ethnographische Bild dieser innern Gegenden noch weiter vervollständigt.

Es könnte verfrüht erscheinen, vor völliger Durcharbeitung des gesammelten Materials bereits eine umfassende Übersicht der brasilianischen Stämme zu geben. Angesichts einiger Publikationen der neusten Zeit, die, noch ganz auf den ältern Anschauungen fußend, nicht einmal die längst veröffentlichten Resultate der ersten Xingu-Expedition berücksichtigen, ist es jedoch gerechtfertigt, in Form einer vorläufigen Mitteilung wenigstens die Hauptzüge des ethnographischen Bildes nach dem gegenwärtigen Stand unsrer Kenntnisse zu entwerfen.

II.

Noch vor wenigen Jahren erschien jede Bemühung, in dem Chaos der südamerikanischen Stämme und Sprachen sich zurechtzufinden, so gut wie aussichtslos. Man hatte sich zu sehr daran gewöhnt, hier nur ein zusammenhangsloses Gemisch großer und kleiner, bunt durcheinandergewürfelter Horden zu sehen, die, in fortwährender Wanderung und seit Jahrhunderten andauernder babylonischer Sprachverwirrung begriffen, jeder klaren Klassifikation spotteten.

Wir wissen jetzt, daß die Dinge weit einfacher liegen. Erstens nämlich ist die außerordentliche Vielheit der Stämme nur scheinbar. Unsre ethnographischen Karten weisen fast durchweg nur Hordennamen auf, von denen immer eine ganze Anzahl, die dieselbe oder doch eine nur dialektisch abweichende Sprache redet, zu einem Volksstamme zusammengefaßt werden muß. Sehr häufig bezeichnen sich diese kleinern Tribus mit einem gemeinsamen Stammesnamen, der indes nicht immer leicht zu ermitteln ist.

So nennen sich die von den Brasilianern als zwei Stämme unterschiedenen Chavantes und Cherentes beide *Akuä* und sind, da auch ihr Idiom das gleiche ist, als ein Volk aufzufassen. Am obern Purus finden sich auf den Karten ein Dutzend Stammnamen angegeben, die aber sämtlich nur einzelne Horden desselben Volkes der *Ipurina* oder, wie sie sich selbst nennen, der *Kangiti* bezeichnen. Das Volk der *Nahuqua* im Xingu-Quellgebiet wird mit acht oder neun verschiedenen Hordennamen aufgeführt. Solche Beispiele ließen sich in großer Anzahl beibringen. Eine linguistisch-ethnographische Karte von Europa, in welcher alle Dialekte

als Sprachen besonderer Volksstämme bezeichnet sind, würde ohne Zweifel ein mindestens ebenso buntscheckiges Bild geben, als die entsprechende Darstellung Brasiliens.

Die Mehrzahl dieser aus verschiedenen benannten kleinern Horden gebildeten Stämme läßt sich nun gruppenweise zu größern Familien vereinigen, deren Sprachen wenigstens lexicalisch durchaus verschieden sind. Vorläufig lassen sich die folgenden sicher konstatieren: *Tupi*, *Gês*, *Goytacás* (*Waítaka*), *Karaiben*, *Nu-Aruak* oder *Maipure*, *Pano*, *Miranha*, *Guaycuru* (*Waikuru*).

Es läßt sich zweitens zeigen, daß die einzelnen Stämme nicht im chaotischen Durcheinander, sondern je nach der größern Sprachgruppe, der sie angehören, in ganz bestimmten Territorien vereint leben. So ergeben sich sechs oder acht geographische Bezirke, die vorwiegend von je einer Völkerfamilie eingenommen werden.

Wanderungen haben natürlich im weitesten Umfange bis in die neueste Zeit stattgefunden, aber, wie es scheint, meist in ziemlich regelmäßiger Weise, nach bestimmten Richtungen, in kompakten Massen. So haben die *Gês* sich vom Osten nach dem Westen bis zum Xingu, die *Karaiben* aus dem Quellgebiet des Xingu und *Tapajoz*, den Flüssen folgend, bis *Guyana*, die *Nu-Aruak*-Stämme von den Küstenländern des Antillenmeeres nach SW ausgebreitet. Bei den *Tupi* endlich läßt sich eine radienartige Ausstrahlung von dem Zentrum des Kontinents aus nachweisen. Überall aber bleibt die Kontinuität eines jeden Völkerzuges im wesentlichen erhalten.

Nur hier und da findet sich innerhalb eines Völkerbezirks ein fremdartiges Element. So leben die *Karaya* mitten unter den *Gês*-Stämmen der Provinz *Goyaz* getrennt von ihren Stammesgenossen am Xingu durch dazwischengeschobene *Kayapo*; ebenso sind die *Karipuna* am *Madeira* von ihren Stammesgenossen am *Ucayale* durch *Aruak*-Stämme abgedrängt. Ferner haben wir Beispiele, daß Stämme und Horden, um ihren Feinden zu entgehen oder günstigere Ländereien aufzusuchen, sich von ihren Genossen getrennt haben und nach weit entlegenen Gegenden gewandert sind.

Die *Yuruna* sind seit den letzten 40 Jahren den Xingu immer weiter aufwärts gezogen, während die *Karaiben*-Stämme des Zentrums sich nach Nordosten ausdehnten. Schon in älterer Zeit bildeten die *Pimenteira* eine „*Karaibeninsel*“ inmitten der *Tupi*- und *Gês*-Stämme, der heutigen Provinzen *Pernambuco* und *Piahy*.

Indessen ist die Zahl solcher versprengten Stämme doch nur gering im Vergleich zu jenen größern Gemeinschaften, deren jede ihrem Verbreitungsgebiet den Charakter einer wohl abgegrenzten ethnographischen Provinz verleiht. Da außer den *Gês*-Völkern fast sämtliche Stämme in erster Linie Fischer und Ackerbauer sind, so mußten allein schon da-

durch Wanderungen sich in ziemlich engen Grenzen halten, wenn nicht Einbrüche feindlicher Horden oder ungenügende Lebensbedingungen zum Aufsuchen neuer Wohnsitze nötigten. Letzteres scheint aber durchaus nicht sehr häufig gewesen zu sein; es wäre sonst völlig unerklärlich, daß jede der linguistisch klar unterscheidbaren Gruppen einen bestimmten, relativ gut abgegrenzten Bezirk innehat.

III.

Die ethnographische Einteilung einer Urbevölkerung, wie die Brasiliens, bei der es noch zu keiner Differenzierung in Nationalitäten, zu keiner Staatenbildung gekommen ist, läßt sich allein auf linguistischer Basis durchführen, schon deswegen, weil die einzelnen Völker nur an ihren Sprachen unterscheidbar sind. Ihre körperlichen Merkmale dürfen dagegen nur mit größter Vorsicht für eine Klassifikation mit herangezogen werden.

Unmethodische Verwertung rassenanatomischer Befunde für die Behandlung rein ethnographischer Fragen würde hierbei dieselbe Verwirrung schaffen, die sie in der europäischen Völkerkunde schon zur Genüge angerichtet hat. Die physische Anthropologie hat sich mit den Amerikanern als Rasse, nicht aber mit den Völkern, welche dieser Rasse angehören, zu befassen. Für die Völkerkunde kommt der Rassenanatomie nur eine beschreibende Aufgabe zu, insofern sie nämlich die Typen körperlicher Bildung, welche die einzelnen Völker zeigen, charakterisiert und so die Variationsbreite der Rasse feststellt. Die Verwandtschaft dieser anthropologischen Typen untereinander zu ermitteln, vermag sie aber allein nicht, da der Beweis, daß ähnliche Typen gleichen, verschiedene Typen verschiedenen Ursprungs sind, ohne Berücksichtigung der Sprachen, kaum je geführt werden kann. Gleiche oder verwandte Sprachen deuten immer mindestens sehr nahe und andauernde Beziehungen der betreffenden Völker zu einander, meistens geradezu Blutsverwandtschaft an. Vorliegende Arbeit steht in dieser Frage durchaus auf dem Standpunkt, den Gerland und Stoll verschiedentlich so energisch vertreten haben. Von welcher grundlegenden Bedeutung das linguistische Einteilungsprinzip gerade für die südamerikanischen Stämme ist, hat Im Thurn so treffend dargelegt, daß darüber kaum noch etwas zu sagen bleibt¹⁾.

Selbsterständlich ist bei alledem die genauere anthropologische Untersuchung dieser Urvölker eine äußerst wichtige Aufgabe. Die Frage nach dem Verhältnis der amerikanischen Rasse zu den altweltlichen, namentlich der mongolischen, bekanntlich eins der Hauptprobleme der Anthropologie, wird sich erst nach exaktestem Studium der

körperlichen Erscheinungsformen, in welchen die Urbevölkerung Amerikas eine so verwirrende Mannigfaltigkeit aufweist, lösen lassen. Wir stehen in dieser Beziehung kaum in den ersten Anfängen unsrer Kenntnis.

Aber auch die Ethnographie würde daraus Nutzen ziehen. Erstens nämlich werden die auf linguistischem Wege erlangten Resultate durch anthropologische Befunde oft in überraschendster Weise bestätigt. So zeigen z. B. die den Bakairi sprachlich nahe verwandten Apiaka des untern Tocantins trotz der enormen Entfernung, welche heute beide Völker trennt, einen völlig gleichen körperlichen Habitus.

Zweitens bedürfen wir der körperlichen Merkmale da, wo die Sprache uns nicht mehr zu leiten vermag. So sind wir oft genötigt, aus menschlichen Resten, namentlich Schädeln, auf ihre Stammeszugehörigkeit zu schließen. Es ist dies jedoch nur unter zwei Voraussetzungen möglich. Der betreffende Schädel muß einen Typus zeigen, dessen Vorkommen in relativer Häufigkeit bei dem fraglichen Stamme bereits konstatiert ist. Ferner muß der Fundort des Schädels innerhalb des gegenwärtigen oder sicher nachgewiesenen frühern Verbreitungsgebiets der betreffenden Völkerschaft liegen. Finden sich beispielsweise in späterer Zeit am rechten Araguaya-Ufer auffallend hohe, stark dolichocephale Schädel mit glatter, schmaler Stirn und weit offenen Kieferwinkeln, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß man es mit Karayaeschädeln zu thun hat. Finden sich dagegen auf dem linken Ufer niedrige, stark brachycephale Schädel mit kräftigen Stirnwülsten, schwach entwickelten Nasenbeinen und tief eingesenktem Nasenansatz, so können diese mit vollkommener Sicherheit den Kayapo zugeschrieben werden. Wir kennen eben den Schädeltypus, der für die genannten Stämme charakteristisch ist, und zugleich dessen Verbreitungsbezirk. Außer dem Befunde der Schädelvergleiche kommt also immer noch das geographische Moment in Betracht. So selbstverständlich dies erscheint, so oft wird dagegen verstofsen. Hat doch selbst ein namhafter Anthropolog auf Grund der Ähnlichkeit eines deformierten prähistorischen Schädels aus Südrußland mit peruanischen geschlossen, daß Peruaner und jene alten Bewohner Südrußlands ein und dasselbe Volk seien!

Daß man in unsrer Zeit die Sprache als Einteilungsprinzip gegenüber den physischen Merkmalen hat etwas in den Hintergrund treten lassen, beruht im wesentlichen auf zwei Bedenken, die an sich ganz berechtigt sind.

Der Fall, daß ein Volk die Sprache eines andern annimmt, ist nicht selten. Warum sollte nicht auch in Amerika bei den fortdauernd stattgehabten Wanderzügen und der dabei unvermeidlichen feindlichen Berührung der unterliegende Teil im Verhältnis der Abhängigkeit von den Siegern zur Annahme der Sprache der letztern genötigt

¹⁾ Im Thurn: Among the Indians of Guyana, S. 163.

worden sein, wie dies in der Alten Welt im großen Umfange geschehen ist? Dieser Einwand ist in Wirklichkeit wenig stichhaltig. Abgesehen davon, daß in Südamerika Völkerverschiebungen in dem gemeinhin nach Martius' Vorgange angenommenen Umfange wahrscheinlich gar nicht stattgefunden haben, darf man das, was für Kultur- und Halbkulturvölker gilt, nicht ohne weiteres auch auf die Naturvölker übertragen. Die Hauptbedingung für das Zustandekommen einer Sprachübertragung ist da gegeben, wo eine überlegene Kulturmacht minder entwickelte Völker unter ihre Botmäßigkeit bringt, mit ihrer Kultur auch ihre Sprache einführend. Wie dies in Europa durch die Römer, so ist es in Südamerika durch die Incas geschehen. Ob jedoch unter kulturlosen, zerstreuten Stämmen Brasiliens jemals etwas Ähnliches stattfand, ist sehr fraglich und müßte wenigstens einmal an einem klaren Falle nachgewiesen werden, ehe man solcher Annahme wegen das linguistische Einteilungsprinzip und damit jede ethnologische Klassifikation überhaupt aufgibt; wo wirklich einmal ein Stamm seinen Feinden erliegt, hört er eben als solcher zu existieren auf.

Etwas anderes ist es, wenn im friedlichen Verkehr zwischen nahe beisammen wohnenden Stämmen eine Art *lingua franca* sich ausbildet. Die wichtigsten Wörter der einen oder der andern Sprache werden als allgemeines Verständigungsmittel benutzt; wo sie nicht ausreichen, hilft die bei allen Indianern im höchsten Maße entwickelte Fertigkeit mimischer Mitteilung.

Der Reisende wird daher in solchen Gegenden im Munde des einen Stammes Wörter aus der Sprache eines andern hören, die aber nur dem Fremden gegenüber verwendet werden. So sind bei allen Xingustämmen Tupi- und Bakairiwörter im Umlauf. Die Verwendung solcher Fremdwörter hat jedenfalls sehr zu der übertriebenen Vorstellung von der Verbreitung der Tupivölker beigetragen. Sie veranlaßte Martius, von Stämmen zu sprechen, die ihre eigentliche Sprache verloren, um ein aus allen möglichen Idiomen zusammengesetztes „Rotwelsch“ anzunehmen. Letzteres dürfte in Wirklichkeit nur auf Missionsdörfern vorkommen, wo absichtlich Angehörige der verschiedensten Völkerschaften vermengt werden, schwerlich aber bei freien Stämmen. Das zähe Festhalten an der Stammsprache ist ein Hauptcharakterzug des Amerikaners. Wo die eingeborne Bevölkerung in Masse zusammensitzt, haben sich auch die einheimischen Sprachen trotz der eindringenden europäischen Zivilisation erhalten, wie das Ketšua und Aymara in Peru, das Guarany in Paraguay. Für Brasilien darf man behaupten, daß die eingewanderte Bevölkerung mehr indianische, speziell Tupi-Wörter, in ihre Sprache aufgenommen hat, als umgekehrt. Die Karayahi am Araguaya

haben während des hundertjährigen Verkehrs mit den Weissen keine andern Wörter adoptiert, als die Bezeichnungen der für sie wertvollsten Handelsartikel.

Ein andrer Einwand betrifft die Sprachänderung, welcher angeblich die nicht durch die Schrift fixierten Idiome kleiner, isoliert lebender kulturloser Völkerschaften schneller unterliegen sollen, als die Kultursprachen, und zwar in dem Grade, daß innerhalb einer Generation die Sprache schon ein völlig andres Aussehen erlangt. Ältere Reisende und Missionare haben dies ganz besonders von Amerikanern und Südseevölkern berichtet. Man erzählt, daß die Erfindung neuer Worte hier geradezu eine Belustigung der Weiber und Kinder bildet. Ausserdem veranlasse der Aberglaube die Erfindung neuer Wortformen &c. Daß die Sprachen wilder Stämme so gut einem Umbildungsprozesse unterworfen sind, als die der Kulturvölker, ist zweifellos, ob er aber schneller und intensiver vor sich geht, ist die Frage.

Richtig ist, daß Schrift und Litteratur der Sprachveränderung entgegenwirken; andererseits führen beim Fortschritt der Zivilisation die massenhaften Kultureinflüsse ein ganz neues Moment für die Sprachentwicklung ein. Gerade die Zivilisation befördert die Einführung von Fremdwörtern, Abschleifung von Wortformen, Bildung neuer Wortkombinationen &c. Die Schrift allein gibt keine Garantie für die Fixierung des lautlichen Ausdrucks. Orthographie und Aussprache müßten sich sonst in den Kultursprachen decken, während gerade die wichtigsten derselben das Gegenteil zeigen. Ausserdem wissen wir nicht einmal, ob jene Angaben über die Veränderung schriftloser Sprachen überhaupt korrekt sind¹⁾. Selbst wenn sie für die Südseevölker sich bestätigen sollte, so würde sie doch für die brasilianischen Stämme umso mehr eines Beweises bedürfen, als unsre eignen Beobachtungen entschieden dagegen sprechen. Andernfalls müßte die Sprachvermischung schon längst einen viel höhern Grad erreicht haben, als dies in der That der Fall ist.

Die angeführten Einwände dürfen uns also nicht abhalten, Horden, welche gleiche Sprache reden, zu einem Stamm, Stämme, deren Idiome nur dialektisch verschieden sind, zu einem Volke zu vereinigen. Ernsthafte Schwierigkeiten treten erst ein, wenn es sich darum handelt, solche Völker zu noch höhern Einheiten zusammenzufassen, deren Sprachen in ihrem Wortschatze bereits solche Differenzen zeigen, daß nur eine genauere Analyse ihre Zusammengehörigkeit nachzuweisen vermag.

Die strenge Methode linguistischer Forschung fordert

¹⁾ Peschel warnt mit Recht davor, die Tragweite willkürlicher Worterfindungen zu überschätzen. Völkerkunde, S. 107.

mit Recht den Nachweis grammatischer Übereinstimmung zur Feststellung der Sprachverwandtschaft, während sich unser Material bis jetzt fast ausschließlich auf dürftige, schlecht transkribierte Vokabularien beschränkte. Grammatikalisch waren bisher von Brasilien nur der Tupi-Guarani und Kiriri bearbeitet¹⁾. Durch die Xingu-Expeditionen ist mancherlei Neues hinzugekommen. Wir sind in der Lage, von Karaibensprachen die altertümlichste, von fremden Elementen am wenigsten berührte das Bakairi, von den Nu-Aruak-Sprachen das weitverbreitete Ipurina genauer studieren zu können. Außerdem liegt Material über die bedeutendste Gëssprache das Kayapo und über die Idiome der Bororo und Karaya vor, während eine Reihe anderer Sprachen so vollständig als möglich lexikalisch aufgenommen wurde. Aber was bedeutet das gegenüber der überwältigenden Fülle des Unbekannten!

Was wir bis jetzt wissen, spricht indessen nicht dafür, daß eine Vermehrung des grammatischen Materials die durch methodische Wortvergleichung gewonnenen Resultate wesentlich ändern wird. Nur da, wo die lexikalische Übereinstimmung nicht sehr schlagend ist, wie z. B. bei den Idiomen der Miranhagruppe, wird die grammatische Analyse noch manche neue Aufschlüsse geben. Durch sie werden wir auch vielleicht einmal die bisher noch isoliert dastehenden Sprachen in natürliche Gruppen einordnen, sowie innerhalb der bereits feststehenden Sprachfamilien die ältern primären von den jüngern abgeleiteten Elementen sondern können.

Letzteres wäre besonders für die Nu-Aruak-Dialekte wichtig, die bei ihrer weiten Ausbreitung Umformungen und Zersplitterungen mannigfacher Art unterworfen gewesen sind.

Innerhalb der Tupi- und Gëssgruppe lassen sich jetzt schon mehrere selbständig weiter gebildete Zweige unterscheiden.

Alles dies bleibt jedoch der Zukunft vorbehalten. Wir selbst sind zunächst auf die Verwertung des Wortschatzes angewiesen²⁾.

In dem Reisewerke der ersten Xingu-Expedition hat Dr. v. d. Steinen bereits auf die linguistische Wichtigkeit der Namen für die Körperteile hingewiesen, die mit ungemeiner Zähigkeit in den einzelnen Sprachen festgehalten werden. Sie sind außerdem am leichtesten zu erhalten, daher auch am zuverlässigsten. Schon variabler, aber immer noch bedeutsam genug sind die Bezeichnungen der Himmelserscheinungen und der wichtigsten Dinge des täglichen

¹⁾ Über die Chaco- und Guyanasprachen sind wir, durch ältere Arbeiten, besser unterrichtet.

²⁾ Vgl. die Bemerkungen von L. Adam in C. R. du Congr. d. Améric. 1888, VII, S. 489.

Lebens, wie „Feuer“, „Wasser“, „Haus“, „Waffen“ und „Geräte“. Unbrauchbar dagegen sind die in den amerikanischen Sprachen überhaupt sehr wenig ausgebildeten Zahlwörter, bei deren Notierung überdies gewöhnlich die wunderlichsten Mißverständnisse unterlaufen, sowie die Verwandtschaftsbezeichnungen, deren exakte Aufnahme bei den wilden Stämmen besondere Schwierigkeiten macht, oft geradezu unmöglich ist.

Glücklicherweise bieten die Vokabularien selbst auch noch grammatische Details. Zunächst in den Pränominalpräfixen, die man meist mit den Körperteilen zusammen erhält.

Alle Sprachen, in welchen das Pronominalpräfix der ersten Person *nu* sich findet, stimmen auch in den wichtigsten Vergleichswörtern in auffälliger Weise überein. Für die Gëssprachen sind dagegen charakteristisch die Präfixe *i*, *ä*, *da*, von denen ein jedes einer bestimmten sprachlichen Unterabteilung zukommt, nicht minder das häufige Vorkommen eigentümlicher Konsonantverbindungen, wie *kr*, *kl*, und konsonantischer, besonders palatal auslaufender Endungen. Die Endung *oto* ist in den karaiabischen Idiomen so auffallend häufig, daß eine Sprache schon allein hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit als karaiibische bezeichnet werden kann.

Der Raummangel gestattet es leider nicht, der folgenden speziellen Besprechung der einzelnen Völkergruppen die linguistischen Belege beizugeben. Bei einigen derselben wird dies an andern Orten in ausführlichster Weise geschehen.

Endlich sei noch auf einige ethnologische Thatsachen hingewiesen, welche mit den linguistischen Befunden in bemerkenswerter Weise im Einklang stehen. Gewisse Waffen, Geräte, Ornamente &c. gehören ganz bestimmten, sprachlich klar definierbaren Völkergruppen an. Nur die Gëss und einige Chacostämme zeigen die großen runden Lippenscheiben. Für die Karaiiben sind die baumwollenen Hängematten, für die Aruakstämme die aus Bast geflochtenen charakteristisch, während die Gëssvölker wiederum die Hängematte überhaupt nicht kennen. Im Folgenden werden solche Fakta noch näher erörtert werden.

IV.

Die Tupi lassen sich in zwei große Gruppen scheiden, von denen die eine, bereits seit dem XVI. Jahrhundert bekannte die alte Tupisprache bis heute ziemlich rein bewahrt hat, während die Idiome der andern trotz vieler Übereinstimmungen im Wortschatz bereits solche Verschiedenheiten zeigen, daß ihre Zugehörigkeit zu der Tupifamilie nicht über jeden Zweifel erhaben ist, von einigen Forschern, wie z. B. Lucien Adam, sogar geleugnet wird. K. v. d. Steinen hat diese Stämme als „unreine“ Tupi den reinen die *lingua geral* oder deren Dialekte redenden gegenübergestellt.

Kriegerische Tupistämme, größtenteils dem Kannibalis- mus ergeben, bewohnten zur Zeit der Entdeckung nicht nur das ganze brasilianische Litoral von Para bis zum südlichen Wendekreise, sondern erstreckten sich auch noch am untern Amazonas bis gegen die Rio Negro-Mündung, wohin sie nach Acunnas Zeugnis aus dem Innern von Pernambuco und Ceara gelangt sein sollen. Ihre bedeutend- sten Horden waren die Tamoyo, Tupinikin, Tupi- namba, Tupinaë u. a. Als erste Opfer der Zivilisation sind sie als selbständige Völker verschwunden, doch haben sich Reste in der Küstenbevölkerung von Espiritu santo, Bahia, Pernambuco und Para erhalten. Auch die zivilisierte Indianerbevölkerung des untern Amazonas besteht zum großen Teile noch aus alten Tupi, die, mit zahlreichen An- gehörigen anderer Stämme gemischt, hier von den Jesuiten in Missionsniederlassungen vereinigt waren. Als Missions- sprache hat sich das Tupi unter dem Namen der lingua geral auch an den Ufern des Rio Negro ausgebreitet, ob- wohl eigentliche Tupi-Nationen hier ursprünglich nicht existierten. Als nach Aufhebung des Jesuitenordens die Missionen unter weltlicher Herrschaft rasch verfielen, erhielt sich die lingua geral bei den Abkömmlingen der katechi- sierten Stämme bis auf den heutigen Tag, wenn sie auch im untern Amazonasgebiet mehr und mehr der portugiesi- schen Platz macht.

Von den Südtupi oder Guarani der Provinzen São Paulo und Rio Grande do Sul, sowie Uruguays haben sich nur ganz unbedeutende Trümmer erhalten. In diesen Gegenden zeugen fast nur noch die Ortsnamen und die mächtigen Totenurnen (igacabas), welche überall sich finden, wo die alten Tupi hausten, von ihrem Dasein.

Dagegen bilden die Guarani noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung von Paraguay und der argentinischen Nachbarprovinzen Entrerios, Santa Fé und Misiones. Der fünfjährige blutige Krieg der Tripelallianz gegen Paraguay, der fast die gesamte männliche Bevölkerung dieses Landes dahinraffte, hat freilich vieles geändert. Das Mischlings- element wird hier immer mehr das herrschende.

Im äußersten Nordwesten der Republik bis ins südliche Mattogrosso hinein hausen im halbwildem Zustand noch die Kaingua, Kaiowa u. a.

Aber auch noch in Bolivien finden sich die Tupi-Gua- rani vertreten. Die Jesuitenmissionen hielten sich hier am längsten. Die Chiriguano, Siriono und Guarayo waren im Gebiet des Beni und Mamoré schon früh der Kultur gewonnen worden.

Von den Guarani haben sich weiter nördlich zwischen Beni und Madre de Dios noch wilde Horden erhalten, die durch kühne Raubzüge den dortigen Kautschuksammlern gefährlich werden. Wie alle Tupi, sind sie vortreffliche

Schiffer und als solche gefürchtete Fluspiraten. Im übrigen sind sie noch wenig bekannt.

In den unkultivierten Teilen der Provinz Para lebt noch eine beträchtliche Tupibevölkerung im Zustande der Frei- heit. Nur über die östlichsten derselben, die Tembë am obern Rio Acara und Rio Capim, besitzen wir einige Mit- teilungen durch den brasilianischen Forscher Dr. Barboza Rodriguez. Dagegen kennen wir von wilden Tupi auf dem linken Ufer des Tocantins in den obern Gebieten der bei Portel mündenden Flüsse wenig mehr als die Namen. Es sind die Pacaja, Jacunda und Anta oder Tapir- aua; letztere sollen nach meinen Erkundigungen nur drei oder vier Tagereisen nach Westen landeinwärts von dem großen Katarakt von Itaboca hausen. Früher haben sie sich noch mehrfach am Flusse gezeigt, bis einige zur Unzeit abgegebene Schüsse sie verscheuchten. Alle diese Stämme sollen noch keinerlei eiserne Werkzeuge besitzen. Die Anambë am untern Tocantins, am Ende der Strom- schnellenstrecke bei Praya grande, sind vollständig zivilisiert. Aus ihrem Munde zeichnete Couto Magalhães die in seinem Werke „O selvagem“ mitgeteilten Tupilegenden auf. Leider sind sie in den siebziger Jahren bis auf vier Individuen von den Pocken dahingerafft worden. Der westlichste Aus- läufer dieser reinen Tupi scheint der bis zum untern Xingu sich erstreckende Namen der Tecunapeua zu sein, über welchen die erste Xingu-Expedition berichtete. Jenseit des Xingu im untern Tapajozgebiet sind wohl nur noch die Mauhë allenfalls als reine Tupi zu betrachten, während man vor 200 Jahren in diesen Gegenden noch die echten Tupinamba fand, nach denen die Insel Tupinambarana genannt ist. Nördlich vom untern Amazonas sind im Grenz- gebiet von Französisch-Guyana nur noch die Ovampi echte Tupis. Die Araquaju sind ihrer Sprache nach stark mit karaischen Elementen durchsetzt.

Von zentralen Tupi seien zunächst die Apiaka am obern Tapajoz genannt, über welche wir schon aus dem Beginn des Jahrhunderts durch Langsdorff unterrichtet sind. Weiter östlich, am Zusammenfluß der Xingu-Quellströme leben die erst neuerdings von der zweiten v. d. Steinenschen Expedition entdeckten Kamayura. Im Stromgebiet des Araguaya haben wir die zwar noch von keinem Reisenden besuchten, aber bereits im vorigen Jahrhundert mit den Kolonisten im Verkehr gewesenen Tapirapë. An sie schlossen sich endlich die Guajajara, östlich vom mittlern Tocantins, im Grenzgebiete von Goyaz und Maranhão bis zum obern Rio Mearim.

Nach den wenigen bei Severiano da Fonseca¹⁾ mitge- teilten Wörtern scheinen auch die anthropophagen noma-

¹⁾ Viagem ao redor do Brasil, S. II.

dischen Parentintin, in den Wildnissen zwischen dem untern Madeira und Purus, zu den reinen Tupi-Nationen zu gehören. Die weiterstreuete Verteilung dieser Völker läßt sich, wie ein Blick auf die Karte lehrt, am einfachsten durch radienartige Ausbreitung von einem Zentrum aus erklären. Schon d'Orbigny hat richtig erkannt, daß der Hauptstrom der Tupi von Süden nach Norden ging. Es deutet alles darauf hin, daß wir ihren Ausgangspunkt da zu suchen haben, wo wir noch heute die kompakteste Masse dieser Völker beisammen sehen, nämlich in Paraguay und Nachbarschaft, sowie in den östlichen Teilen Boliviens. Von hier aus lassen sich drei große Verbreitungslinien verfolgen. Die eine geht quer durch Südbrasilien zur Küste und diese entlang bis Para, eine Abzweigung derselben zieht den untern Amazonas hinauf, eine andre überschreitet den Strom und verbreitet sich bis in das östliche Guyana, wo sich außer den Ovampi auch sonst noch zahlreiche Tupi-Elemente erkennen lassen.

Ein zweiter Zug geht vom Zentrum aus gerade nach Nordosten, bezeichnet durch die Apiaka, Kamayura, Tapi-rapé und Guajajara, welche letztere die Verbindung mit den Küstentupi herstellen.

Die auffällige Gleichheit der Sprachen dieser weiterstreueten Stämme nicht nur untereinander, sondern auch mit der der alten Küstenvölker läßt vermuten, daß diese Wanderungen ziemlich gleichzeitig stattgefunden haben.

Eine Wanderung den Araguaya oder Xingu hinab, wie Martius sie annimmt, ist dagegen nicht nachweisbar, während sie für den Tapajoz, wie wir sehen werden, unwahrscheinlich ist.

Endlich könnte für die westlichen Tupi, repräsentiert durch die Guarayo, Kokama und Omagua, der Madeira oder der Ucayale den Weg nach Norden andeuten.

Viel schwieriger läßt sich die Ausbreitung der „unreinen Tupi“ verfolgen. Die bis jetzt bekannten Völker dieser Gruppe sind: 1) die Mundruku am untern und mittlern Tapajoz; 2) die Yuruna am untern und mittlern Xingu; 3) die Manitsauá nordwestlich vom Zusammenfluß der Xingu-Quellströme, entdeckt durch die erste v. d. Steinensche Expedition, endlich 4) die Auetö

am untern Kuliseu, etwas oberhalb des Zusammenflusses der letztern, zuerst besucht von der zweiten Expedition.

Ihre auffällige Sprachverschiedenheit untereinander sowohl als von den reinen Tupi gestattet nicht, sie als direkte Ausläufer der östlichen Tupi zu betrachten. Ebenso wenig lassen sie sich aus dem Zentrum herleiten. Von einem dieser Völker, den Yuruna, wissen wir nunmehr bestimmt, daß sie auf der Wanderung den Xingu aufwärts begriffen sind und von den obern Xingustämmen keine Kenntnis haben. Während sie zur Zeit der Reise des Prinzen Adalbert nur bis zum 4.° oder 5.° S. Br. hinaufgingen, wurden sie von der ersten Xingu-Expedition wider Erwarten bereits unter dem 8.° angetroffen. Sie werden die obern Stämme vielleicht am Ende des Jahrhunderts erreicht haben. Auch bei den Manitsauá konnte ein nördlicher Ursprung wahrscheinlich gemacht werden, da sie allein von allen Stämmen des obern Xingu Hunde kennen. Doch wußten die Yuruna von ihnen nichts. Es liegt außerordentlich nahe, daß auch die sprachverwandten Munduruku vom Amazonas her den Tapajoz hinaufgezogen sind, statt umgekehrt. Vielleicht sind diese Stämme als nach Osten stromabwärts gewanderte Ausläufer der westlichen Tupis zu betrachten.

Einige Anzeichen sind für eine westliche Einwanderung vorhanden. So berichtet Acunna von den ausgestorbenen Tapajozes, welchen der Fluß seinen Namen verdankt, sie seien aus Peru in diese Gegenden gekommen.

Klarheit kann hier nur eine genauere grammatikalische Erforschung dieser merkwürdigen „unreinen“ Tupi-Idiome schaffen. Es wäre zunächst zu entscheiden, ob dieselben überhaupt als abgeleitete Formen des Tupi aufzufassen sind, oder selbständig entwickelte Schwestersprachen darstellen, und ob sie mehr den westlichen oder den östlichen Dialekten dieser Familie sich anschließen.

Überhaupt dürften unsere Kenntnisse betreffs der Tupi noch eine wesentliche Bereicherung erfahren durch ein eingehendes Studium der von der Kultur noch gänzlich verschont gebliebenen und dabei leicht erreichbaren Stämme der Provinz Para, speziell des untern Tocantins.

Hier harren noch immense ethnologische Schätze ihrer Hebung.
(Schluß folgt.)